

dtv

ANTHONY POWELL

Eine Frage der Erziehung

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
und mit einem Nachwort von
Heinz Feldmann

dtv

Ein Tanz zur Musik der Zeit
Band 1

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die Originalausgabe erschien 1951 unter dem Titel
»A Question of Upbringing« bei William Heinemann, London,
Bd 1 des Romanzyklus »A Dance to the Music of Time«
© John Powell and Tristram Powell, 1951
Für die deutschsprachige Ausgabe:
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Elfenbein Verlags
© 2015 Elfenbein Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
von gettyimages/Hulton Archive/Sasha
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage des Elfenbein Verlags)
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14594-7

DIE MÄNNER, DIE AN DER ECKE der Straße arbeiteten, hatten sich eine Art Lager aufgeschlagen, wo – durch rote, an dreibeinigen Ständern hängende Sturmlampen markiert – ein tiefes Loch in der Fahrbahn zu dem Netzwerk der unterirdischen Abwasserrohre hinabführte. Um den Eimer mit brennendem Koks vor dem Schutzzelt scharten sich mehrere Gestalten. Mit großen, pantomimischen Gebärden, wie Komiker, die durch Gesten die Vorstellung extremer Kälte vermitteln wollen, rieben sie sich die Hände und schlugen die Arme um ihre Körper. Einer von ihnen, ein hagerer Kerl in blauem Monteuranzug, größer als die übrigen, von spaßigem Gebaren und mit langer, spitzer Nase wie ein Shakespeare'scher Narr, trat plötzlich hervor und warf, als vollzöge er einen Ritus, einen Gegenstand – offensichtlich die lose in Zeitungspapier eingewickelten Reste zweier Bücklinge – auf die glühenden Kohlen. Die Flammen züngelten wild auf, und der Rauch drehte sich hoch in die Wirbel des Nordostwindes. Während der dunkle Qualm über die Häuser glitt, begann es leise aus einem trüben Himmel zu schneien, wobei jede der Flocken kurz aufzischte, wenn sie den Kokseimer erreichte. Die Flammen fielen wieder in sich zusammen, und die Männer wandten sich alle – so als ob die religiösen Pflichtverrichtungen für den Augenblick beendet seien – vom Feuer ab, ließen sich umständlich in die Grube hinab oder zogen sich in das Dunkel ihres Zeltunterstandes zurück. Der Schnee fiel weiter in grauen, zögernden, nicht sehr dichten Flocken, während ein scharfer Geruch bitter und gasig die Luft durchdrang. Der Tag neigte sich dem Ende zu.

Irgendwie weckt der Anblick von Schnee, der auf Feuer fällt, in mir immer Gedanken an die Welt der Antike: an Legionäre in Schafsfellen, die sich an einem Feuerkorb wärmen; an Bergaltäre, auf denen Opfergaben zwischen eisbedeckten Säulen glühen; an Zentauren, die Fackeln tragen und leicht an einem

gefrorenen Meer entlangaloppieren – an verstreute, unzusammenhängende Gestalten aus einer mythischen Vergangenheit also, die von dem gegenwärtigen Leben unendlich entfernt sind und die doch Erinnerungen an Reales und Erdichtetes mit sich bringen. Diese Projektionen aus klassischer Vergangenheit, aber auch etwas in der Körperhaltung der Männer selbst, als sie sich von dem Feuer abwandten, beschworen plötzlich die Szene des Gemäldes von Poussin, in der die Jahreszeiten, Hand in Hand und nach außen gewandt, zu der Musik der Leier tanzen, die der geflügelte, nackte Graubart spielt. Und diese allegorische Darstellung der Zeit weckte dann Gedanken an das irdische Leben: an die Menschen, wie sie, nach außen gewandt wie die Jahreszeiten, sich Hand in Hand in verschlungenem Rhythmus bewegen; wie sie langsam, methodisch und manchmal leicht unsicher schreiten in Wendungen, die erkennbare Formen annehmen, oder wie sie ausbrechen in wilde, scheinbar sinnlose Drehsprünge, während ihre Partner verschwinden, nur um dann wieder zu erscheinen und erneut dem Schaustück eine Struktur zu geben; wie sie unfähig sind, die Melodie, und unfähig vielleicht auch, die Schritte des Tanzes zu bestimmen. Die klassischen Assoziationen riefen aber auch Gedanken an die Zeit in der Schule in mir wach, wo so viele zuvor unvertraute Kräfte allmählich unerbittliche Klarheit angenommen hatten.

WENN DER WINTER in jenes Flusstal vorrückte, stiegen gewöhnlich am späten Nachmittag die Nebel auf und streckten sich über das überflutete Gras, bis das Haus und all die Außenbezirke der Stadt eingehüllt waren in undurchsichtigen, frostigen, zigarrenrauchfarbigen Dunst. Das Haus sah auf andere mietskasernenähnliche Gebäude, die – Experimente in architektonischer Bedeutungslosigkeit – sich hineindrängten in den den Mittelpunkt bildenden Komplex eindrucksvoller, altertümlicher Bauten, die in vierseitigem, aber unregelmäßigem Stil angelegt waren. Angeschwemmte Rückstände der Jahre schwelten ungestört – und nicht ohne Melancholie – in

dem rotbraunen Backsteingemäuer dieser mittelalterlichen Einfriedungen. Auch jenseits ihrer Kopfsteinpflaster und Bogengänge, mehr nach Norden hin, zwischen den Wiesen am Fluss und den Baumalleen, brütete, nicht weniger rätselhaft und untröstlich, die Erinnerung; und manchmal wurde ich fast erdrückt von der Dringlichkeit, mit der die Vergangenheit ihre schwermütigen Forderungen erhob.

Vor der Eingangstür verlief nach Westen hin eine Schotterstraße ins offene Land hinaus, das rauer war als diese gotische Parklandschaft: Weiden, Eisenbahnbrücken, ein Gaswerk, dann noch mehr Weiden – eine Art Steppe, wo das Klima immer extrem zu sein schien, wo es Schneeregengab, oder Wind, oder drückende Hitze. Ein weites Gebiet, nur lose begrenzt durch die Windungen des Flusses, über dem immer – mal stärker, mal schwächer – der Geruch des Gasometers wehte, jetzt vielleicht in Erinnerung gerufen durch den Qualm des Koksfeuers. In den Anfangstagen des Monats konnte man noch Scharen von Jungen, in Grüppchen und einzeln, diesen Pfad entlangziehen sehen – die Wandervölker der Region, in ewiger Unrast ins Exil hinausstapfend bis zu der Stunde, wenn feuchte Wolken erneut begannen, die roten Häuser zuzudecken und die dahinterliegenden Zinnen und Spitztürme zu verzerren oder in Schleier zu hüllen. Dann, mit der Rückkehr des Nebels, zogen auch diese Nomaden, mit hängenden Köpfen und in lang auseinandergezogenen Reihen, immer wieder zurück in ihre verlassenen Behausungen.

Jetzt aber, zu diesem Zeitpunkt des Jahres, da Schulsport nicht mehr an fünf Tagen pro Woche stattfand, war die Straße leer; nur Widmerpool hoppelte, in einem einst weißen Pullover und mit einer mindestens eine Nummer zu kleinen Mütze, auf den flachen Absätzen seiner Spikes holprig, doch zielstrebig daher. Langsam, aber stetig hob er sich aus der Dämmerung heraus auf mich zu, während ich, gut eingepackt, wie ich mich erinnere, von einer Expedition zur Hauptstraße der Stadt zurückkam.

Es war bekannt, dass Widmerpool freiwillig jeden Nachmittag allein einen »Dauerlauf« machte. Jetzt kehrte er zurück von seinem Trab über die Äcker in dem Nieselregen, der seit den frühen Schulstunden gefallen war. Ich hatte ihn natürlich vorher schon oft gesehen, denn wir gehörten zu demselben Haus; selbst gesprochen hatte ich mit ihm schon, obwohl er ein wenig älter war als ich. Mir waren auch die Anekdoten über seine allgemein anerkannte Seltsamkeit vertraut. Bis zu diesem Augenblick hatten jedoch solche Geschichten ihn mir nicht zu einer lebendigen Person machen können. Erst auf dem trüben Dezemberasphalt jenes Samstagnachmittags im Jahre, ich glaube, 1921 nahm Widmerpool, mit seiner ziemlich stämmigen Figur, mit seinen dicken Lippen und seiner Metallbrille, die dem Gesicht wie gewöhnlich einen gekränkten Ausdruck gaben, feste Gestalt in meiner Vorstellung an. Während die feuchte, durchdringende Kälte von der Straße hochsprang, trieben zwei dünne Dampfstöße aus seinen von Natur aus weiten Nasenlöchern, und plötzlich schien er eine schmerzliche Mitmenschlichkeit zu besitzen, die die Gespräche über ihn mir nie hatten vermitteln können. Etwas Unbehagliches, Unelegantes in seiner Erscheinung drängte sich plötzlich dem Beobachter auf, als Widmerpool sich steif und fast majestätisch auf seinen Absätzen aus dem feinen Nebel herauschob.

Sein Ansehen war nicht hoch. Er war nicht Mitglied in einer Schulmannschaft; und obwohl bei weitem kein Trottel, war er doch kein besonders guter Schüler. Zu jeder Zeit des Jahres konnte man ihn für die Sportart trainieren sehen, die gerade ihre Saison hatte: im Winter einsame Läufe mit oder ohne Fußball; im Sommer »Streckenrudern« auf dem Fluss, wobei er heftig atmete und der Schweiß seine dicken Brillengläser beschlug, während er das schmale Boot durchs Wasser trieb. Soweit ich weiß, hat er nie auch nur das Semifinale in jenen Wettkämpfen erreicht, für die er immer meldete. Meistens war er allein, und auch wenn er mit anderen daherging, schien er irgendwie von ihnen getrennt. Im Hause wurde man eher auf

ihn aufmerksam als im Freien, denn er hatte eine hohe Stimme und artikulierte sehr schlecht – so als ob die Zunge zu groß für den Mund sei. Diese Art zu sprechen gab seinen Worten immer den Anschein von Protest, den man auch schon fast erwartete, wenn man in sein Gesicht blickte. Zusätzlich zu seiner ausgeprägt lauten Sprechweise erzeugten die Gummiverstärkungen an den Sohlen und Absätzen seiner Halbstiefel, die er öfter trug als das, was Stringham immer »Widmerpools solide, vernünftige Schuhe« nannte, ein ununterbrochenes Quietschen. Ihr schrilles, rhythmisches Aufheulen, im Lautumfang begrenzt wie der Klang eines barbarischen Orchesters, kündigte warnend sein Näherkommen auf dem Linoleum entfernter Korridore an. Und ihr übelgelaunter, jaulender Klagegesang war erdacht, so schien es, als musikalischer Ausdruck einer Existenz voller Mühen und Verzicht, getrennt verbracht von dem täglichen Leben des Stammes. Vielleicht klingt das alles so, als sei er eine groteske und auffällige Erscheinung gewesen. Im Übermaß war Widmerpool weder das eine noch das andere. Er lebte sein Leben – wie viele andere auch – außerhalb meines engeren Gesichtskreises. Wegen des Altersunterschiedes kannte ich das meiste über ihn nur aus zweiter Hand. Und obwohl er mir an jenem Abend so jäh als Person bewusst geworden war, wäre er mir doch nur als undeutlicher Umriss im Gedächtnis verblieben, hätte er nicht zu einem früheren Zeitpunkt, noch bevor ich selbst zu der Schule kam, schon als Neuer dadurch Denkwürdigkeit erlangt, dass er die falsche Art von Mantel trug.

Aus dieser zeitlichen Distanz kann ich mich nicht mehr genau daran erinnern, wie der Mantel war, den Widmerpool zuerst getragen haben soll. Geschichten darüber hatten sich zu einer Legende ausgewachsen, und zwar in einem solchen Maße, dass selbst fünf oder sechs Jahre später ein aufdringliches oder unangemessenes Kleidungsstück gelegentlich noch als »ein Widmerpool« bezeichnet werden konnte. Templer, zum Beispiel, sagte manchmal: »Leider trage ich heute eher Widmerpool-Socken«, oder: »Ich habe einen wunderschönen

Widmerpool-Binder gekauft, den ich tragen werde, wenn ich nach Hause fahre.« Ich habe den Eindruck, dass die ursprüngliche Abweichung vom Normalen bei diesem Mantel nur gering war und ihren Grund hatte in der Existenz oder dem Fehlen eines Gürtels im Rücken, oder in der Tatsache, dass er als Einreihler oder Zweireihler geschnitten war; vielleicht hatte die Regelwidrigkeit auch etwas mit dem Kragen zu tun, oder der Stoff hatte gar die falsche Farbe oder das falsche Gewebe.

Genau genommen war der Mantel als solcher nur bemerkenswert als Vehikel für die Kommentare, die er hervorrief, während es doch eigentlich ein Element in Widmerpool selbst war, das sich für die Gemeinschaft als unverdaulich erwiesen hatte. Ein Mantel, der nie den geringsten Anstoß erregte und einem Jungen namens Offord gehörte, dessen Eltern in Madeira lebten, wo sie dieses Kleidungsstück möglicherweise gekauft hatten, wurde mir in der Tat einst als »dem von Widmerpool sehr ähnlich« gezeigt. Zu keiner Gelegenheit ist Widmerpool je wegen dieser Sache tyrannisiert oder auch nur ernsthaft gehänselt worden. Im Gegenteil; seine Abweichung scheint ihm gegenüber kaum erwähnt worden zu sein – außer von gröberen Geistern; denn der Mantel war fast sofort anerkannt als ein traditionell lächerlicher Aspekt des täglichen Lebens. Wenn man Jahre später seine gleichaltrigen Mitschüler zu diesem Thema befragte, gaben sie vage Antworten; sie lachten nur immer und sagten, dass er den Mantel zwei Trimester lang getragen habe; als es dann wieder Winter geworden sei, habe man festgestellt, dass er jetzt einen von der konventionelleren Sorte besaß.

Dieser Mantel gab Widmerpool eine bleibende negative Berühmtheit, die seine sonst glanzlose Karriere an der Schule nie völlig vergessen machen konnte. In welchem Maße er selbst sich seines Rufes bewusst war, ist schwer zu sagen. Sein Verhalten ließ sicherlich darauf schließen, dass er auf solideres Ansehen hoffte als allein deshalb bekannt zu sein, weil er für einige Monate ein außergewöhnliches Kleidungsstück getragen hatte. Wenn das sein Ziel war, blieb er erfolglos; und das

einzig mir bekannte Mal, dass seine Bemühungen darum ein gewisses Maß an öffentlicher Anerkennung fanden, ereignete sich etwa einen Monat vor meiner Erfahrung jener, sozusagen transzendentalen, Manifestation seiner Person in dem Nebel. Alle waren in dem Aufenthaltsraum der älteren Schüler zusammengekommen, um sich die Beschwerden anzuhören, die Parkinson, der Sportsprecher, zum Thema unseres mangelnden Einsatzes vorbringen wollte. Parkinson, eine etwas schwächliche Person, die leicht errötete, hatte seine kleine Rede mit den Worten beendet: »Es ist schade, dass einige von euch nicht so eifrig sind wie Widmerpool.« Ein lautes Gelächter war die Reaktion darauf gewesen. Parkinson selbst grinste verlegen und wurde wie üblich rot, so als ob er etwas gesagt hätte, das man, selbst in seinen Augen, für ziemlich unschicklich halten könnte; dabei befühlte er, wie es seine Gewohnheit war, die Gruppe von Pickeln, die sich auf einem seiner Backenknochen angesammelt hatte.

Widmerpool selbst hatte nicht gelächelt, doch konnte ihm wohl kaum das Lachen entgangen sein. Er hatte ernsthaft auf seine Halbstiefel mit den Gummiverstärkungen gestarrt, offensichtlich um so jedem Vorwurf pedantischer Bravheit zu entgehen. Dabei zuckten seine Finger. Seine Hände waren klein und knorrig, mit kurzen, abgewetzten Nägeln, so als ob er seine Freizeit damit verbrächte, mit ihnen tief in die Erde hineinzugraben. Stringham hatte gemeint, dass die Nägel des Heiligen, der ohne Werkzeuge sein eigenes Grab ausgehoben hatte, in einem Maniküre-Wettbewerb sehr gut mit denen Widmerpools hätten konkurrieren können. Wenn Widmerpool nicht, kurz nachdem diese Lobesbrosamen für ihn abgefallen waren, an Geschwüren erkrankt wäre, hätte er es wohl bis zum Ende der Fußballsaison noch geschafft, in die Hausmannschaft zu kommen. Ein solcher Erfolg war ihm dann doch nicht beschieden, obwohl er von dem Augenblick an, in dem sein Leiden nachzulassen begann, so hart wie immer trainierte. Irgendein beliebterer Schüler wurde zum ersten Ersatzmann ernannt.

Ich grübelte noch über die Begegnung mit Widmerpool nach, während ich das Haus betrat, wo mir in der Halle, fast einladend nach dem Nebel draußen, ihre vertraute Ausdünstung von Karbolseife, lüftenden Decken und kaltem Irish Stew entgegenschlug. Ich stieg die Treppe hinauf und freute mich auf den Tee. Ein dicker, schwarzer Farbstreifen teilte die obere, gelbe Hälfte der Wand von dem magentaroten Sockel darunter. Über dieser schwarzen war eine weitere, diesmal gesprenkelte und wellenförmige Linie, wo die Vorübergehenden beim Treppauf und Treppab Arm oder Schulter anlehnten und so die Leimfarbe zu einem schrägen Streifen von Grau verfärbten. Wie gewöhnlich standen zwei oder drei Jungen vor dem Anschlagbrett im ersten Stock, ihre Augen auf die halben Papierseiten gerichtet, die mit Heftzwecken an dem grünen Fries befestigt waren. Sie starrten auf die flüchtig hingekritzelten Listen und Vorschriften, als ob sie in Bann geschlagen seien von einem Fernschreiber, der jeden Augenblick den Gewinner verkünden würde. Es hing dort nichts Neueres als eine jener stets wiederkehrenden Verfügungen, die von Le Bas, unserem Hausdirektor, ausgingen. Diesmal verlangte er, dass alle Schuhe auf dem Kratzeisen abgekratzt und dann beim Betreten der Halle noch einmal auf der Fußmatte abgescheuert werden sollten, um die Verbreitung des Schmutzes durchs ganze Haus zu vermeiden. Auf die Ecke dieses schmutzigen Befehls hatte Stringham einige Tage zuvor mit Rotstift ein Gesicht gezeichnet. Mehrere Augenpaare ruhten nun gläsern auf diesem äußeren Protest gegen die Stimme der Autorität.

Seit Anfang des Trimesters nahm ich zusammen mit Stringham und Templer den Tee ein, und ich hatte schon eine Menge von ihnen gelernt. Beide waren ein wenig älter als ich, Stringham um etwa ein Jahr. Die Gruppierung ergab sich teilweise aus den Umständen und war diktiert durch die innere Ökonomie des Hauses: in diesem Falle die der Verteilung der Speisen für den Tee. Ich mochte und bewunderte Stringham; bei Templer war ich mir noch nicht sicher. Seine prahlerische Behauptung,

er habe noch nie im Leben ein Buch zum Vergnügen gelesen, stimmte mich nicht besonders günstig gegen ihn, obwohl er viel mehr als ich von den Dingen wusste, über die Bücher geschrieben werden. Er war auch sehr geschickt darin, Vorschriften zu verletzen oder sie zu Zwecken zu dehnen, die von den Verfassern sicher nicht beabsichtigt waren. Da Templer, offensichtlich auf Wunsch seiner Eltern, die Erlaubnis erwirkt hatte, einen Augenarzt zu konsultieren, verbrachte er diesen Tag in London. Es war unwahrscheinlich, dass er seinen Besuch so kurz halten würde, dass er noch rechtzeitig zum Tee zurück sein konnte, ein Mahl, das wir immer in Stringhams Zimmer einnahmen.

Als ich hereinkam, kniete Stringham, ein wie ein Krummsäbel geformtes Papiermesser als Toastgabel benutzend, vor dem Kaminfeuer. Ohne aufzusehen, sagte er: »Wir haben eine Marmeladenkrise.«

Er war groß und dunkel und sah ein wenig aus wie einer von jenen steifen, traurigen jungen Männern mit Halskrause, deren lange Beine auf den Porträtbildern des 16. Jahrhunderts so viel Raum einnehmen; oder vielleicht wie eine jüngere – und weit schwächere – Version von Veroneses Alexander, der nach der Schlacht von Issus die Kinder des Darius empfängt: die gleiche hohe Stirn und die gleiche Andeutung einer Verdünnung des Haars an den Schläfen. Seine Gesichtszüge schienen eindeutig in jene Epoche der Malerei zu gehören. Sie ähnelten den Gesichtern in elisabethanischen Miniaturen: lebendig, eigensinnig, großzügig, nicht sehr glücklich, völlig unerbittlich. Er konnte andere hervorragend nachahmen; und obwohl er an längeren Anfällen von Melancholie litt, sprach er eine Menge, wenn er nicht von einer dieser Depressionen befallen war. Und er spielte ungewöhnlich wilde Streiche, wenn er gereizt wurde. Im Cricket war er gut genug, um ohne große Schwierigkeiten zurechtzukommen. Fußball ging er bei jeder Gelegenheit aus dem Wege. Ich nahm die Scheibe Toast, die er mir hinhielt.

»Ich habe ein paar Würstchen gekauft.«

»Leih dir wieder die Bratpfanne. Wir können sie über dem Feuer zubereiten.«

Das Zimmer enthielt zwei Buntdrucke von Rennpferden («Trimalchio« und »The Pharisee« und ihre Jockeys mit bläulichem Kinn) aus dem späten 18. Jahrhundert, die über einem Bild hingen, das aus einer der illustrierten Wochenzeitschriften ausgeschnitten und in einem Passepartout gerahmt war. Es zeigte die Hochzeit von Stringhams Schwester. Der Bräutigam war in Khaki-Uniform und hatte einen Ärmel mit einer Nadel an dem Waffenrock befestigt. Über dem offenen Kamin hing eine große, ausgesprochen dekorative Fotografie von Stringhams Mutter, bei der er lebte, einer Schönheit und reichen Erbin, die sich im Jahr zuvor, nach der Trennung von Stringhams Vater, wieder verheiratet hatte. Sie stammte aus Südafrika. In der Ecke des Rahmens steckte ein Schnappschuss von Stringham senior, einem angenehm aussehenden Mann in offenem Hemd, der eine Pfeife rauchte und dem die Sonne in den Augen stand. Auch er hatte wieder geheiratet und seine zweite, jüngere, Frau, eine Französin, mit sich nach Kenia genommen. Stringham sprach nicht oft über sein Zuhause, und damals war das alles, was ich über seine Familie wusste; außer dass Templer einmal die Bemerkung gemacht hatte, dass »in jener Richtung eine ganze Menge Geld zur Verfügung« stehe, und er hatte hinzugefügt, dass Stringhams Eltern in Kreisen verkehrten, in denen »mit dem Geld ganz schön herumgeschmissen« würde.

Ich war noch so betroffen von meinem plötzlichen Gewahrwerden der Person Widmerpool, die sich mir kurz vorher auf der Straße vor dem Haus fast wie eine Neugeburt enthüllt hatte, dass ich, während die Würstchen brieten, die Art beschrieb, wie er, von den Merkmalen der Verzweiflung gezeichnet, in einer Folge kurzer Schübe aus dem Schatten heraus Gestalt angenommen hatte. Stringham hörte zu und stach dabei mit dem Krummsäbel Löcher in jedes der Würstchen. Er sagte langsam: »Widmerpool leidet – oder litt – an einer Gesäßmuskelerkrampfung. Dickinson hat mir erzählt, dass sie damals,

als die diensttuenden jüngeren Schüler zur Teezeit immer im Aufenthaltsraum der älteren Schüler aufmarschierten, einmal alle an der Wand standen, als plötzlich unartikulierte Schreie ertönten. Als Folge dieser Krankheit waren Widmerpool unerwartet die Beine weggesackt.«

»Ist er hingefallen?«

»Er klammerte sich an den Wandvorsprung, seine Beine hingen völlig in der Luft.«

»Und dann?«

»Er wurde weggeschafft.«

»Ach so. Haben wir Senf?«

»Jetzt erzähl ich dir, was letzten Sommer passiert ist«, fuhr Stringham fort; er lächelte dabei in sich hinein und stach weiter in die Würstchen. »Peter Templer und ich hatten uns – aus einem unerfindlichen Grund – den letzten Teil eines Cricket-Matches angesehen und dann auf dem Weg zurück angehalten, um etwas zu trinken. Wir trafen auf Widmerpool, der dort für sich allein stand und ein Glas Limonade vor sich hatte. Am hinteren Ende der Theke alberten einige aus der Cricket-Mannschaft herum. Eine geschälte Banane flog durch die Luft. Sie verfehlte ihr Ziel und traf Widmerpool. Es war ein Volltreffer. Die Banane war überreif. Sie zerbarst über sein ganzes Gesicht und schlug seine Brille zur Seite. Seine Mütze fiel herunter, und er verschüttete den größten Teil seiner Limonade vorn über seine Kleidung.«

»Typisch für die Wurfkünste der Cricket-Mannschaft.«

»Budd selbst war verantwortlich. Widmerpool zog sein Taschentuch heraus und begann, die Schmiere abzuwischen. Budd kam, noch lachend, den Laden herunter und sagte: 'Tut mir leid, Widmerpool. Diese Banane war nicht für dich bestimmt!' Widmerpool war offensichtlich erstaunt, sich von keinem Geringeren als dem Kapitän der Cricket-Mannschaft – der nur wegen des berühmten Mantels gewusst haben konnte, wie Widmerpool hieß – mit seinem Namen, und so höflich, angeredet zu hören. Budd stand lächelnd da, zeigte 'ne Menge

seiner Filmstar-Zähne und sah mehr denn je aus wie der Held einer Abenteuergeschichte für Jungen.«

»Diese edle Stirn.«

»Sie scheint ihm nicht dabei zu helfen, eine Menge Punkte für die Mannschaft zu holen«, sagte Stringham, »ebenso wenig wie seine schön geschnittenen Schläge, die sich so gut auf Fotos ausmachen.« Er hielt einen Moment inne und schüttelte den Kopf, anscheinend traurig über den Gedanken an Budds Unzulänglichkeiten als Cricketspieler; dann fuhr er fort: »Wie auch immer – Budd, der aus jeder Pore Charme ausströmte, sagte: ›Ich fürchte, ich hab dir ’ne ziemliche Schweinerei gemacht, Widmerpool‹, und er stand da und besah sich die Verheerung, die er gerade angerichtet hatte. Weißt du, ein absolut *sklavischer* Blick erschien auf Widmerpools Gesicht. ›Macht nichts‹, sagte er, ›ist überhaupt nicht schlimm, Budd. Macht nicht das Geringste.«

Stringhams Geschicklichkeit im Nachahmen von Widmerpools Sprechweise war erstaunlich. Er unterbrach seine Erzählung, um etwas Brot in das Fett zu legen, in dem die Würstchen brieten, und sagte danach: »Es war, als ob Widmerpool irgendeine geheime und scheußliche Freude empfunden habe. Er hatte seine Brille abgenommen und wischte an ihr herum, wobei er seine Augen, um die noch Spuren der Banane hingen, zu Schlitzen zusammenkniff. Er begann seine Gläser zu behauchen und sie unter deutlicher Zurschaustellung von Fröhlichkeit zu reiben. Die Wirkung war völlig anders, als er vielleicht gehofft hatte. Vielmehr breitete diese ganze Herzlichkeit eine entsetzliche Schwermut über den Laden. Budd ging zu seinen Freunden zurück und beendete, was immer er dort aß oder trank, in tödlichem Schweigen. Die anderen Mitglieder der Mannschaft, oder wer sie auch waren, hörten auf zu lachen und murmelten nervös und unsicher etwas über die bevorstehenden Cricket-Begegnungen in sich hinein. All ihr Schwung war dahin. Ich hab noch nie so etwas gesehen. Dann nahm Budd seinen Schläger, seine Beinschoner, seine Handschuhe und was

ihm sonst noch gehörte auf und sagte: ›Ich muss jetzt gehen. Ich hab heute Abend die Musikalische Gesellschaft‹, und dann gab's das übliche ›Tschüs, Bill ... tschüs –‹

»Tschüs, Guy ... tschüs, Stephen ... tschüs, John ... tschüs, Ronnie ... tschüs, George ...«

»Genau«, sagte Stringham. »Tschüs, Eddie ... tschüs, Simon ... tschüs, Robin ...« und so weiter und so weiter, bis sie sich alle gemeinsam und einzeln tschüs gesagt hatten und zusammen, Arm in Arm, abzogen. Templer wollte gehen, denn er musste noch vor Ende der Ausgehzeit in die Stadt. So überließen wir Widmerpool sich selbst. Er hatte seine Brille wieder aufgesetzt und seine Mütze geradegerückt, und während wir durch die Tür gingen, rieb er seine rauen Fingerknöchel aneinander und lächelte noch immer über seine großartige Begegnung mit Budd.«

Der Bericht über diesen Zwischenfall, der Licht auf eine andere Seite Widmerpools warf, machte in diesem Augenblick keinen besonders tiefen Eindruck auf mich. Er ähnelte einer Anzahl anderer Anekdoten, die über diesen Gegenstand von Zeit zu Zeit im Umlauf waren, und unterschied sich von ihnen nur durch die Geschicklichkeit, mit der Stringham seine Geschichten erzählte. Mein eigenes erneutes Gewahrwerden der Persönlichkeit Widmerpools schien mir näher und realer. Aber Stringham war mit der Sache noch nicht zu Ende. Er sagte: »Als wir an den Fives Courts vorbeikamen, bemerkte Templer: ›Ich finde es prima, dass sich dieser Esel Widmerpool die Banane eingefangen hat.‹ Ich fragte ihn, warum er ihn nicht leiden könne – denn schließlich ist der arme Kerl doch so übel auch nicht –, und es zeigte sich, dass es Widmerpool gewesen war, der veranlasst hatte, dass Akworth geschasst wurde.«

Stringham hielt einen Moment inne, um diese Feststellung wirken zu lassen, während er die Würstchen zu einem neuen Muster zusammenschob. Ich wusste nur noch sehr vage, worum es bei der Akworth-Geschichte gegangen war. Doch ich

erinnerte mich, dass er kurz nach meiner Aufnahme die Schule in Unehren verlassen hatte und dass damals verschiedene Gerüchte über seine Missetaten im Umlauf waren.

»Akworth versuchte, in seinem Zimmer Feuer zu legen, nicht wahr? Oder hat er nicht alles gestohlen, was nicht niet- und nagelfest war?«

»Er mag sehr wohl beides getan haben«, sagte Stringham, »aber er wurde vor allem deshalb rausgeschmissen, weil er Peter Templer ein Briefchen zukommen lassen wollte. Widmerpool fing es ab und zeigte es Le Bas. Ich muss zugeben, dass mir das neu war, als Peter es mir erzählte.«

»Und das war der Grund, warum Peter eine Abneigung gegen Widmerpool gefasst hatte?«

»Nicht nur das, aber Widmerpool nahm Peter beiseite und hielt ihm eine fürchterliche Moralpredigt.«

»Das muss gut für ihn gewesen sein.«

»Die Predigt dauerte so lange, und Widmerpool kam ihm so nahe, dass Templer sagte, er glaubte, Widmerpool selbst würde nun etwas anfangen.«

»Peter denkt das immer von jedem.«

»Das stimmt. Seine hohe Meinung von sich ist unübertrefflich«, sagte Stringham, und er wendete die Würstchen gedankenverloren, so als ob er über Tempplers Eitelkeit nachsinne.

»Und *hat* Widmerpool etwas angefangen?«, fragte ich.

»Das ist ein fürchterlicher Gedanke, nicht wahr?«

»Was ist die Antwort?«

Stringham lachte. Er sagte: »Peter machte eine absolut typische Templer-Bemerkung, als ich ihm dieselbe Frage stellte. Er sagte: ›Gott sei Dank nicht, aber er ging im Zimmer auf und ab und atmete dabei so schwer wie der weiße Pekinese meiner Schwester. Hast du gesehen, wie glücklich er vorhin darüber war, dass Budd von ihm Notiz nahm? Er sah aus, als sei er gerade unter dem Mistelzweig geküsst worden. Verdammter Narr. Der ist so behämmert, dass man gut ein Schmiedetor aus ihm machen könnte.‹ Kannst du dir einen exquisiteren Templer-

Ausdruck vorstellen? Wie auch immer – so sieht Widmerpool in den Augen unseres kleinen Zimmergenossen aus.«

»Aber wie ist er wirklich?«

»Wenn du dir nicht sicher bist, wie Widmerpool ist«, sagte Stringham, »dann sieh ihn dir am besten noch einmal an. Du wirst heute bei der Abendandacht dazu Gelegenheit haben. Die Würstchen sind fertig.«

Er hörte auf zu sprechen, hielt das Papiermesser, das er wieder in die Hand genommen hatte, gerade nach oben und zog überrascht die Augenbrauen hoch, denn in diesem Augenblick gab es draußen eine Art Scharren, dem ein Klopfen an die Tür folgte – ein an sich schon erstaunlicher Laut. Eine Sekunde später sagte von draußen eine zitternde, unendlich traurige Stimme: »Darf ich hereinkommen?«

Offensichtlich war das kein Schüler. Und die Art des Herankommens war auch nicht die eines Lehrers. Das Scharnier quietschte, und als sich die Tür zu öffnen begann, spähte ein Verzeihung heischendes, forschendes Gesicht durch den engen Spalt, der sich zwischen Tür und Wand auftat. Ein spärlicher Schnurrbart, grau oder sehr blond, war zu erkennen, und ein abgetragener, ziemlich sportlicher Tweedanzug. Ich erfasste sofort, und nicht ohne ängstliche Bedrückung, dass mein Onkel Giles den Raum zu betreten versuchte.

Ich hatte meinen Onkel seit dem Ende des Krieges nicht mehr gesehen, und damals hatte er irgendeine Art Uniform getragen, allerdings nicht die einer leicht erkennbaren Waffengattung. Sein plötzliches Erscheinen in Stringhams Zimmer war ein noch nicht dagewesener Überfall: Es war das erste Mal, dass er seinen Weg hierhergefunden hatte. Er zögerte kurze Zeit seinen Eintritt hinaus und presste die Kante der Tür gegen seinen Kopf, dessen andere Seite die Wand berührte. So war er bewegungslos, als ob er gefangen sei in einer grausamen, nur für ihn und seinesgleichen entworfenen Falle, in einer raffinierten Schlinge mit brutalem Mechanismus, die aber gleichzeitig darauf berechnet war, die Haut solch seltener Geschöpfe vor

Verletzung zu bewahren. In Wirklichkeit war die Haut von Onkel Giles nicht so leicht zu verletzen; doch jahrelange Erfahrung ließ ihn zögern, als selbstverständlich anzunehmen, dass seine Gesellschaft überall willkommen sei – überall dort zumindest, wo andere Mitglieder seiner Familie versammelt sein mochten. Zuerst riskierte er deshalb nicht, weiter in das Zimmer hereinzukommen – wohl weil er sich bescheidenerweise bewusst war, dass seine unerwartete Ankunft vielleicht, und nicht ohne Grund, von den Anwesenden als Quelle möglicher Verlegenheiten betrachtet werden würde.

»Ich bin auf dem Weg nach Reading hier durchgekommen«, sagte er. »Dachte, ich könnte dich mal besuchen.«

Er stand an der Tür und schien ein wenig benommen. Vielleicht war er überwältigt von dem satten Geruch der Würstchen, der die Atmosphäre des Zimmers durchdrang und ihn möglicherweise an sein zu früherer Tageszeit eingenommenes, vermutlich kärgliches Mittagessen erinnerte. Warum er nach Reading fuhr, war unerfindlich. Wenn er von London gekommen war, konnte das hier kaum »auf dem Weg« genannt werden; aber es mochte gut sein, dass Onkel Giles nicht von London gekommen war. In der Regel machte er seine Aufenthaltsorte nicht publik. Stringham stand auf und schob die Würstchen auf einen Teller.

»Das ist mein Onkel – Hauptmann Jenkins.«

Während er die Würstchen mit dem Papiermesser prüfte, sagte Stringham: »Ich hole noch eine Tasse. Sie leisten uns doch Gesellschaft beim Tee, nicht wahr?«

»Nein danke. Ich nehme nie den Tee ein. Leute, die diese Mahlzeit zu sich nehmen, verschwenden den halben Nachmittag. Wollte mir das nie angewöhnen.« Er fügte hinzu: »Ich spreche natürlich nicht von *eurer* Art von Tee.«

Er sah zu uns herüber, als ob er Zustimmung erheische – ein wenig unsicher, ob diese Erklärung eine gerechtfertigte Haltung gegenüber dem Tee ausdrückte oder nicht; unsicher auch, und mit gutem Grund, ob eine Behauptung, er mache